

Mehr Wirklichkeit

Von Adelbert Weinstein

192

Im Zusammenhang mit der Ablehnung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft durch die französische Nationalversammlung muß die Frage gestellt werden, ob die militärische Gefahr aus dem Osten noch besteht oder ob die politische Entspannung, die ohne Zweifel im letzten Jahre eingetreten ist, nicht eine militärische Auflockerung zuläßt. Wir erinnern uns noch an den Alldruck, der nicht nur unser politisches, sondern auch das gesamte private Leben jedes einzelnen überschattete, als der Angriff auf Korea losbrach. Die hysterische Panikstimmung, das Hektische der Angst von damals ist 1954 einer fast unheimlichen, an Gleichgültigkeit grenzenden Ruhe in Europa gewichen. Dennoch ist die mögliche Bedrohung der Jahre der koreanischen Krise geblieben.

Die Rote Armee ist keinesfalls schwächer geworden. Sie hat jetzt mehr ausgebildete Jahrgänge als vor vier Jahren zur Verfügung. Ihre Gliederung an der sowjetischen Westgrenze hat sich nur in Nuancen verändert. Noch immer stehen in einem Raum, der nach Westen begrenzt wird durch eine Linie, die von Lübeck über Triest nach Sofia geht, und der nach Osten abgeschlossen wird durch eine Linie von Minsk nach Odessa, rund neunzig feld einsatzbereite Divisionen. Die sowjetischen Luftstreitkräfte sind verstärkt worden, der Ausbau der sogenannten Infrastruktur in der „Frontnahen“ Zone des sowjetischen Besatzungsgebietes ist erheblich fortgeschritten. Politisch ist das Hinterland von Eisenach bis Warschau und von Wien bis Bukarest zumindest nicht unruhiger als immer.

Dem roten militärischen Block, dessen Sprungbrett für seine Divisionen in der Mitte Europas liegt, steht noch dieselbe geringe Anzahl Truppen gegenüber, deren Kern — da gibt es nichts zu beschönigen — immer noch nur zehn Divisionen und eine Brigade sind. Die hunderteinunddreißig modernen Fluganlagen des Westens könnten damit unter Umständen eine Gefahr für die Verteidiger werden, weil der mögliche Feind sich ihrer in einem kühnen Vorstoß blitzschnell zu bemächtigen vermöchte. Die Rechnung geht einfach nicht auf, daß zehn westliche Divisionen den zweiundzwanzig motorisierten oder gepanzerten Divisionen der Sowjets, die allein in der Sowjetzone stehen, noch dazu unterstützt von vier roten Artilleriedivisionen, erfolgreich Widerstand leisten könnten.

Nur die Hoffnung

Dem politischen Einwand, die Sowjets würden aber nicht kommen, muß man diese militärische Zahlenreihe immer entgegenhalten. Schließlich ist die Hoffnung kein Ersatz für Divisionen. Man kann auf ihr wirtschaftliche und politische Spekulationen aufbauen, sie zur Grundlage eines Regierungssystems machen, aber nicht zur Unterlage für eine generalstabsmäßige Beurteilung der Lage; und solange die Sowjets Militärpolitik treiben — durch die potentielle Bedrohung ihrer 175 Kampfdivisionen —, muß der Westen sein Denken in gewissen Kategorien auch auf Militärpolitik einstellen.

Nun könnte man weiter annehmen, der rasende Ablauf in der Entwicklung nichtherkömmlicher Waffen habe die militärische Lage in Westeuropa völlig verändert. Es ist aber ein Trugschluß, die Situation von 1950 deswegen nicht mehr als Beispiel für 1954 anführen zu können. Natürlich ist der Abwurf einer Wasserstoffbombe gleichbedeutend mit der vollkommeneren Verwüstung des größten Teiles des uns verbliebenen Kontinents. Aber wer will heute wagen vorauszusagen, daß diese Ungeheuerlichkeit eintreten wird? Vielleicht ist der todbringende Einsatz dieser schrecklichsten Angriffs- und Abwehrwaffe

einmal nicht zu vermeiden. Aber wird sie bei uns geworfen werden? Wir könnten im Falle eines Kampfes auch Nebenkriegsschauplatz sein; und auf diesem würden Kriege mit herkömmlichen Waffen geführt. Vielleicht könnte eben in Europa auch nur ein Krieg ausbrechen, der eine Teilhandlung in einer großen Auseinandersetzung, also lokalisiert bliebe, eine Methode, die die Roten bisher zur Erweiterung ihres Machtbereichs mit viel Geschicklichkeit angewandt haben. Dann bliebe aber der Abwurf einer Wasserstoffbombe oder einer Atombombe immer mit einer moralischen Ueberwindung verbunden, vor der vielleicht selbst der Krenl zurückschreckt. Der Westen — also Amerika — hat wegen Dien Bien Phu auch keine Atombombe geworfen, sondern hat diesen Nebenkriegsschauplatz lieber mit herkömmlichen Waffen verloren. Das kann sich bei uns wiederholen.

Die militärische Lage ist also 1954 die gleiche wie 1950. Der Westen wird deshalb auf deutschen Divisionen bestehen müssen. Nur sollte man ihre Verwirklichung dieses Mal nicht mit einem illusionären Programm verbinden. Es war einfach nicht wahr, daß man mit der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft vor allem Europa gewollt hatte und auch deutsche Divisionen. Der Westen verlangte vor allem nach deutschen Divisionen und hat diese Forderung verschämt mit einem europäischen Vorwand verbrämt. Wegen dieser Unaufrichtigkeit hat man jetzt weder Europa noch deutsche Divisionen. Die Franzosen haben das der Welt ziemlich deutlich zu verstehen gegeben. Wir sollten jetzt aus der Pariser Lektion die Lehre ziehen und vor allem erst fragen: Was will der Westen von uns, ein politisch geeintes Europa, in dem wir volle Souveränität genießen oder vor allem deutsche Divisionen? Das erste ist ein politisches Problem, das man mit viel Geschmeidigkeit, Güte, Rücksicht und Kunst in längerer Zeit verwirklichen könnte, das man aber streng von der zweiten Frage trennen müßte, die nämlich im wesentlichen technischer Natur ist.

Der Faktor

Ohne die Spannung Ost—West dächte heute noch niemand daran, uns zu bewaffnen. Das Denken in Divisionen, dieser eigentlich unpolitische Vorgang, die damit verbundene Addition von Truppenzahlen, macht uns zu einem Faktor. Nicht der leidenschaftliche Drang eines politischen Zusammenschlusses des alten Kontinents, nicht die Sehnsucht nach einer neuen Zukunft, die sich über eine auseinanderstrebende Vergangenheit hinwegsetzt, haben Deutschland zum Partner des Westens gemacht, sondern unsere völkische und wirtschaftliche Kraft. Daß sich hieraus auch ein politisches Klima entwickelt hat, das uns gerade Amerika zum Freund gemacht hat, widerspricht nicht dieser rauhen Wirklichkeit. Man könnte also ohne viel amtliches Pathos deutsche Divisionen aufstellen und außerdem den Gedanken der europäischen Zusammenfassung als politisches Ziel weiter verfolgen.

Dafür eignete sich im Grunde jede Form des deutschen militärischen Beitrags. Auch eine lockere Form — da nun einmal der zündende Gedanke einer Integration verworfen ist — der Eingliederung deutscher Divisionen bliebe zu erwägen. Denn stärker als die Gefahr, daß gewisse militärische Kreise die Nation wieder unterwerfen könnten, ist die Gefahr, daß eine zu enge militärische Bindung die Wiedervereinigung unmöglich machte. Mit den Radikalen im eigenen Hause können wir immer noch eher fertig werden als später mit einer schon im Ansatz verfehlten neuen Geschichte.

Professor Barth wünscht Neutralität

Berlin, 2. September (dpa). Als ein entschiedener Gegner des europäischen Vertrages hat sich der Schweizer Theologe Professor Barth in einem Interview mit dem Deutschlandsender der Sowjetzone bezeichnet. Barth sagte, er halte es für eine Gefahr für Europa und für die Welt, falls ein deutscher Militarismus aufs Neue Ereignis würde.

Dibelius: Keine deutsche Gefahr

Washington, 6. September (dpa). Bischof Dibelius, der Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, der auf der Heimreise von der Konferenz von Evanston ist, hat in Washington die Gefahr, daß ein wiederbewaffnetes Deutschland einen neuen Krieg wünsche, als sehr, sehr fern bezeichnet.

Parter übernahm er, während der stürmischen parlamentarischen Auseinandersetzungen über den Versailler Friedensvertrag, als Nachfolger des Herrn von Payer, die Leitung der Fraktion und wurde, nach dem Sturz des Kabinetts Scheidemann, im neuen Ministerium der Chef des Reichsjustizamtes mit der Aufgabe, die Demokratisierung des Reichswesens einzuleiten. In den Tagen des Kapp-Putsches blieb er, während Reichspräsident und Reichskabinett über Dresden nach Stuttgart auswichen, mutig in Berlin zurück, stellte sich tot, um in Wirklichkeit, aus dieser persönlichen Untergrundbewegung heraus, Kapp, Lüttwitz und Genossen, die rebellierenden Politiker und Militärs der äußersten Rechten, aus Berlin hinaus zu komplimentieren. Er versprach ihnen für seinen Teil, sich für ihre Amnestierung einzusetzen. Damit aber hatte er sich zu weit engagiert. Als der Putsch zusammenbrach, war auch er politisch erledigt. Er hatte sich geopfert. Es wurde stiller um ihn. Die Zeit ging über ihn hinweg. Für einen Taktiker, mochte er noch so blendend sein, war kein Raum mehr. Die Tatsachen, brutal wie sie waren, sprachen und sprechen das große Wort. Einsam ist er nun, weitab von aller Politik, gestorben.

Churchill: Nächstes Mal ohne Warnung

Biggin Hill (England), 6. September (AP). Premierminister Sir Winston Churchill hat am Sonntag vor Mitgliedern des Hilfskorps der Luftwaffe warnend darauf hingewiesen, daß Kriegserklärungen im Zeitalter der Wissenschaft und des Hasses vermutlich unmodern geworden seien. Großbritannien könne nicht sicher sein, daß wieder eine so lange Zeit zwischen Kriegsausbruch und wirklichem Kampf vergehen werde wie im zweiten Weltkrieg, wenn es abermals zum bewaffneten Konflikt kommen sollte. Er sprach dem Hilfskorps seine besondere Anerkennung aus und hob hervor, dieser Verband habe möglicherweise den Untergang des Landes abgewendet und damit einen wesentlichen Beitrag zur weltgeschichtlichen Entwicklung geleistet.

Rolf Magener

Die Chance war null

Alle Rechte bei Ullstein & Co., Wien

(6. Fortsetzung)

Das Hautfärben wurde durch Einreiben mit einer Kaliumpermanganat-Lösung besorgt. Sie ruft eine Bräunung hervor, die mehrere Stunden vorhält. Als einer der Pseudo-Inder uns auf berlinerisch begrüßte — kein anderer als Kopp —, mußten wir trotz des Ernstes der Stunde ein lautes Lachen unterdrücken. Nun machten auch wir uns zurecht, aber nicht wie die anderen als Eingeborene, sondern als englische Offiziere. Unter möglichst genauer Anpassung an die Vorbilder, die wir täglich im Camp sahen, rüsteten wir uns mit Khakihemd und Khakihose, Tropenhelm und den sonstigen Zeichen des Befehlsgrades aus. Have hielt das typische kurze Offiziersstöckchen unter dem Arm, ich eine Rolle blauen Pauspapiers.

„Ihr seht fabelhaft echt aus“, lobten flüsternd die „Inder“. Wir gaben das Kompliment zurück; man mußte sich gegenseitig Mut zusprechen.

Der Zeiger rückte — gleich mußten wir raus. Harrer am Guckloch in der Stallwand meldete, daß auf der anderen Seite des Ganges, im Balkanflügel, uns genau gegenüber, zwei indische Arbeiter an einem Erdloch schaufelten. Sie müssen gehen, ehe wir beginnen können. Hoffentlich bleiben sie nicht lang, denn um zwei Uhr ist die beste Zeit für unser Wagesstück: da dämmert in der Mittagsglut die ganze Lagerstadt; Insassen und englisches Per-

sonal ziehen sich in die Baracken zurück. Aber die Arbeiter nahmen sich Zeit, schaufelten gemächlich weiter. Der Stall verwandelte sich in einen übelriechenden Backofen und infolge der niedrigen Decke zur Folterkammer. Aufschneider blickte starr auf seine Uhr; er war ungeduldig und gereizt:

„Wenn wir nicht gleich losgehen können, ist es zu spät, das Lager wird wieder lebendig.“ Auch die anderen zeigten Zeichen der Unruhe. Kopp hatte berechtigte Sorgen um seine Verabredung mit Sattler, der sich uns weiter drinnen im Gang, ebenfalls als Inder verkleidet, anschließen sollte. Und in der Tat stand zu befürchten, daß der verspätete Aufbruch unseren Handstreich vereiteln würde. Die Erfolgsaussichten nahmen rapid ab. Die Verzögerung beunruhigte Have und mich besonders; trugen wir doch als Väter des Gedankens die Verantwortung für das Gelingen der Aktion. Das Ganze abblasen konnte man auch nicht, denn wie sollten die anderen mit ihren braunen Gesichtern ins Lager zurück? Harrer hatte sogar den Kopf kahlgeschoren.

Da — um halb 3 Uhr gibt Harrer das Zeichen, daß die Bahn frei ist.

Jetzt schnell hinaus, durch die Stacheln des Drahtzaunes gezwängt und in den Laufgang hinein! Beim Verlassen des Stalles nahmen Kopp und Aufschneider eine Leiter über die Schulter und einen Eimer zur Hand, der Fluchtgepäck enthielt. Harrer und Treipl faßten die beiden Enden einer langen Bambusstange, die durch eine dicke, stacheldrahtumwundene Rolle gesteckt war, und trugen je ein Bündel. Harrer balancierte das seinige auf dem Kopf. Den Draht hatten sie in der Nacht zuvor vom Innenzaun losgemacht und aufgewickelt.

Schon waren wir im Gang, die „Kulis“ voraus, die „Offiziere“ in kurzem Abstand hinterdrein — eine harmlose Reparaturkolonne mit ihrem Gerät, wie sie von Zeit zu Zeit an den Zäunen auftauchte.

Und nun begann der Marsch, den keiner von uns bis an sein Lebensende vergessen wird.

Es ist auch nicht richtig, daß nur der gutzahlende Privatpatient mit offenen Armen aufgenommen wird, beim Patienten dritter Klasse aber das Maß der voraussichtlich aufzuwendenden Pflege entscheidend sein soll. Fast hat man den Eindruck, daß die Verfasser ihre Erfahrungen mehr mit einem Hospital alter Prägung, bei denen die Pflegefälle überwiegen, gemacht haben, als mit einem Krankenhaus, das der Behandlung wirklich kranker Menschen dient. Wenn nur noch eine Spur christlicher Caritas bei Ärzten, Schwestern und Verwaltung vorhanden ist, dann wird in dem betreffenden Hause weder den Patienten eine diffamierende Unterscheidung zwischen Privat- oder Kassen- und Wohlfahrtspatient zum Bewußtsein kommen, noch werden gar tatsächlich verschiedene Maßstäbe bei der Behandlung eine Rolle spielen. Die technische Einrichtung, Pflegekraft der Schwestern und das ärztliche Können stehen allen Insassen des Krankenhauses gleichermaßen zur Verfügung.

Ein bedenklicher Punkt in den Ausführungen der Verfasser, um nur noch dieses heraus-

sonal ziehen sich in die Baracken zurück. Aber die Arbeiter nahmen sich Zeit, schaufelten gemächlich weiter. Der Stall verwandelte sich in einen übelriechenden Backofen und infolge der niedrigen Decke zur Folterkammer. Aufschneider blickte starr auf seine Uhr; er war ungeduldig und gereizt:

„Wenn wir nicht gleich losgehen können, ist es zu spät, das Lager wird wieder lebendig.“ Auch die anderen zeigten Zeichen der Unruhe. Kopp hatte berechtigte Sorgen um seine Verabredung mit Sattler, der sich uns weiter drinnen im Gang, ebenfalls als Inder verkleidet, anschließen sollte. Und in der Tat stand zu befürchten, daß der verspätete Aufbruch unseren Handstreich vereiteln würde. Die Erfolgsaussichten nahmen rapid ab. Die Verzögerung beunruhigte Have und mich besonders; trugen wir doch als Väter des Gedankens die Verantwortung für das Gelingen der Aktion. Das Ganze abblasen konnte man auch nicht, denn wie sollten die anderen mit ihren braunen Gesichtern ins Lager zurück? Harrer hatte sogar den Kopf kahlgeschoren.

Da — um halb 3 Uhr gibt Harrer das Zeichen, daß die Bahn frei ist.

Jetzt schnell hinaus, durch die Stacheln des Drahtzaunes gezwängt und in den Laufgang hinein! Beim Verlassen des Stalles nahmen Kopp und Aufschneider eine Leiter über die Schulter und einen Eimer zur Hand, der Fluchtgepäck enthielt. Harrer und Treipl faßten die beiden Enden einer langen Bambusstange, die durch eine dicke, stacheldrahtumwundene Rolle gesteckt war, und trugen je ein Bündel. Harrer balancierte das seinige auf dem Kopf. Den Draht hatten sie in der Nacht zuvor vom Innenzaun losgemacht und aufgewickelt.

Schon waren wir im Gang, die „Kulis“ voraus, die „Offiziere“ in kurzem Abstand hinterdrein — eine harmlose Reparaturkolonne mit ihrem Gerät, wie sie von Zeit zu Zeit an den Zäunen auftauchte.

Und nun begann der Marsch, den keiner von uns bis an sein Lebensende vergessen wird.